

Ein Menschenfreund.

Kriminalroman von M. L. Marwell.

Erstes Kapitel.
„Sind Sie's wirklich, wirklich Sie?“
„Wirklich und wahrhaftig. Aber um des Himmelswillen, wie kommt meine kleine Mary nach Südamerika?“

Sie waren plötzlich in einem der Korridore an Bord des „Saxon“ einander gegenüber gestanden, mitten in all dem Lärm und Trübel eines heimwärts fahrenden großen Dampfers.

Da standen sie nun in dem engen Korridor zwischen Kabinenthüren wie gebannt in der großen Ueberraschung des Zufammentreffens, und unbenutzt, daß sie ein Hindernis für die anderen Leute seien, die hin und her stampften, nach verlorenem Gepäck schrienen oder über Kabinen und Betten verhandelten; diese beiden vergaßen Alles im Erstauen über die Begegnung nach einem so langen Zeitraum, der ihnen wie ein weiter Riß im Leben dorthin.

Er war groß, sonnen- und wettergebräunt, aber eigentlich von angestricheltem Typus, wie das rauhe lichtbraune Haar, die großen, offenen blauen Augen bezeugten, ungefähr dreißig Jahre alt, von kräftiger Gestalt und geschmeidigen Bewegungen — ein Mann, der meistens im Freien gelebt zu haben schien und der Sonne wie ein Adler ins Antlitz gelächelt hatte. Sie, die er kleine Mary nannte, war mindestens fünf Fuß groß, schlank und gerade wie eine Tanne, durchaus keine Schönheit, aber voll Reiz in ihrer frischen Jugendlichkeit, mit einem bezaubernden Lächeln, klaren, dunkelbraunen Augen, irischen Augen, wie ihr Freund sie genannt, als sie noch die kleine Mary war.

„Sie sollten eher fragen, was mich heim nach England führt,“ sagte sie, als er seine Frage ungeduldig, ihre beiden Hände in den seinen, wiederholt hatte.

Die Leute, die sich vor ihnen umhertrieben, nahmen sie für Bruder und Schwester oder Mann und Frau, dachten, daß sie von einander Abschied nähmen, und waren deshalb duldsamer, als sie es in anderen Fällen gewesen sein würden.

„Wir sind hier schrecklich im Wege,“ sagte Mary freilich. „Wollen wir nicht für einige Minuten hinausgehen? Sie gehen ja nicht gleich ans Land, hoffe ich.“

„Ich steige in Southampton aus — nicht früher!“
„Was wir werden also Reisegefährten sein? Wie nett!“
„Nicht wahr?“

In ihr frisches, fröhliches Gesicht schauend, bligte in ihm der Gedanke auf, daß es noch viel netter sein würde, wenn sie Reisegefährten über das weite Meer des Lebens sein könnten — ein flüchtiger Gedanke nur, wie er jedem fröhlichen Mädchen wie Mary kommen konnte.

Arnold Wentworth und seine wiedergefundene Freundin gingen nun auf das Verdeck hinauf, beobachteten, wie die Leute sich über die Planke drängten und, durch das Lärmen der Maschinendeckelung bestört, in der fieberhaften Aufregung des Abschiednehmens zum Quai hinunterstürzten. Einige mochten Freunde sein, andere bloß Bekannte, doch Alle schienen von einem traurigen Gefühl bewegt, während eine Menge Gesichter zwischen winkenden Händen und wehenden Taschentüchern dem Wellenort auf sie herabsah. Endlich verdundelte die Glocke, die Planke ward aufgehojen, die Freunde und Bekannten der Passagiere waren fort, und Arnold und Mary konnten wieder, Seite an Seite in einer stillen Ecke, miteinander weiterreden.

Rund um sie her lag die weite Tablette, und Capstadt, hinter den ungeheuren, amphitheatralischen Felsen mit den dunklen Höhlenwäldern, glänzte wirklich in der klaren Nachmittagssonne. Diese schöne Szenerie im goldenen Licht eines afrikanischen Sommers zu verlassen, Winter für Sommer, das weite malerische Südamerika für die Nebel und engen Straßen Londons zu verlassen, daß Arnold leid, und er betrachtete das ragende Vorgebirge und die titanischen Gipfel mit bedauernden Blicken.

„Ich fange an, mich wieder an Sie zu gewöhnen,“ begann Mary, „aber es war eine schreckliche Ueberraschung, Ihnen zu begegnen.“

„Warum?“
„Nun, Sie verließen Merwynhall so plötzlich — man weiß nicht, die Leute sagten Dinge...“ antwortete sie erröthend und verwirrt.

„Sagten, ich hätte mich verlümpft, zweifellos.“
„So schändlich von Ihnen, und nur weil Sie es für gut hielten, eine Kleinigkeit zu verlassen, wo man Sie nicht richtig würdigen.“

„Wo ich mich verdammt elend fühlte. Aber es ist etwas Wahres daran, liebe Mary; es gibt immer einen Taugenichts in jeder Familie, und ich glaube, es war meine Wifflon, dies zu sein. Und ich war auf den Hund gekommen, Mary, aber ich brachte mich wieder heraus, und in den letzten zwei Jahren ist es mir gegliedert.“

„In den Diamantfeldern?“
„Nein, ich war unter den Goldgrä-

bern in Heidelberg. Ich versuchte mein Glück in Kimberley, aber es ging nicht, so zog ich nach Capstadt zurück, schlechter daran, als ich dort gelandet, denn die Kleider, mit welchen ich gekommen, waren zerfetzt; da fand ich einen alten Schultameraden, der auch elende Erfahrungen gemacht hatte, er nahm für mich ein kleines Kapital auf und die Kompanie ging besser, als es gewöhnlich bei so einseitigen Verbindungen zu gehen pflegt.“

„In Heidelberg?“ rief Mary. „Und ich war in Johannesburg, nur dreißig Meilen entfernt. Kamen Sie nie nach Johannesburg?“

„Nicht oft.“
„Und gingen Sie ins Theater, als Sie dort waren?“

„Gibt es in Johannesburg ein Theater?“
„Ob es ein Theater gibt? Es gibt sogar zwei,“ rief Mary mit getränkter Miene. „Wie wenig Sie sich um das Drama bekümmern!“

„Nicht viel; ich habe ein zu hartes Leben geführt, um mich um Theaterstücke zu bekümmern.“

„Auf jeden Fall freue ich mich, daß es Ihnen und Ihrem Freund geblüht ist.“

„Nun, sehen Sie, wir tauchten einen Kur in Nigel Reef — einen sehr kleinen, denn die größeren gehören den Gesellschaften, und wir hatten nur ein kleines Kapital dazu; aber das Glück war uns günstig, und es gelang. Und hier bin ich nun, heimwärtsreisend, um meine liebe alte Mutter zu besuchen, die in mir nie so ganz den Bösenicht gesehen hat, als der ich vor dem hohen väterlichen Richtstuhl erschien. Und nun Ihre Geschichte, kleine Mary. Was brachte Sie nach dem Cap und vor Allem nach Johannesburg?“

„Ich kam mit einer Gesellschaft.“
„Einer Gesellschaft?“

„Einer Theatergesellschaft. Ich bin Schauspielerin, wie Sie wissen.“

„In der That, ich weiß nichts davon. Sie waren damals ein Rädchen, ein verwaistes Rädchen, aber so heiter und glücklich, als wenn Sie inmitten einer fröhlichen Familie gewesen wären. Ich denke, Ihre verehrliche Tante muß sich lebhaft dagegen gewehrt haben, daß Sie Schauspielerin wurden.“

„Mag sein, aber sie behandelte mich so schlecht, daß ich es nicht mehr mit ihr ausbiete. Sie werden es nicht glauben — und Mary erröthete tiefer als vorher — „Tante wollte mich mit Doktor Betts verheirathen.“

„Was! Der Mann muß Schizig sein, er trug eine Perrücke, so lange ich ihn kenne! Und sie sahnten Wuth und schlugen Betts aus? Machte er seinen Antrag persönlich?“

„Zuerst nicht. Er spielte bloß auf's Heirathen an, sagte, er wünschte sich eine nette kleine Frau, um ihm die Abende zu erheitern, wenn er tagsüber die Kunde bei seinen Patienten gemacht. Er meinte, daß ein Doktor ein angenehmes Heim mehr schätze als irgend ein Anderer, und fragte mich eines Tages, ob ich glaube, daß eine hübsche junge Dame ihn nehmen würde. Ich sagte ihm, er möge sich um eine angenehme Person seines Alters umsehen, wenn er mit einer Frau glücklich leben wolle, denn in allen Romanen, die ich je gelesen, gingen die jungen Frauen ihren alten Männern im zweiten Band davon und kamen im dritten zurück, um elend zu sterben; kein vernünftiger Mann würde eine solche Geschichte anfangen wollen, sagte ich ihm. Er lachte und sagte: Das einzige Verdienst eines Romans sei nicht, dem Leben zu gleichen, und daß er es nicht aufgeben wolle, das Herz eines gewissen hübschen Mädchens zu gewinnen.“

„Eingebildeter alter Idiot.“

„Ich dachte, er sprach nur, um zu reden, nur um die Zeit vom Haussthor bis zur Gartenthür auszufüllen; aber eine Woche später erzählte Tante mir, er hätte mich angehalten, wolle mich ohne Pfennig nehmen und hundert Pfund jährlich für meine Toiletten geben. Sie sagte mir, es wäre ein außerordentliches Glück — für ein Mädchen, das beinahe häßlich sei.“

„Häßlich! Das ist eine schändliche Lüge! Und Sie waren auf jeden Fall hübsch genug, um Doktor Betts anzuziehen.“

„D, Tante sagte, er hätte nur aus Mitleid mit mich angehalten, er habe gehofft, daß ich von ihr abhängig sei, und es war reine Herzensgüte, mich zu Frau Betts und zur Herrin seines prächtigen Hauses machen zu wollen.“

„Welcher Unsinn!“

„Sie tennen sein prächtiges Haus — ein runder Tisch in der Mitte des Saalons und eine Malnugarnitur mit Riß überzogen. Ich glaube, ich würde verrückt, wenn ich inmitten einer solchen Einrichtung leben müßte — Sie nicht auch? Nun, ich sagte Nein und Nein und Nein — trotz Allem, was Tante über das Haus sagte, und der selbsten Verlassen und anderer Dinge, und daß ich Doktor Betts' Wagen benutzen könne, wenn er ihn nicht brauche. Ich bestand auf dem Nein, obwohl Tante mehr und mehr zärtlich wurde und mich vielleicht in eine Dackstube bei Wasser und Brod gesteckt haben

würde, wenn sie sich nicht vor dem Kinderstuhlvaterin gefürchtet hätte, ich war erst Schizig. Kurz und gut, sie quälte mich so lange, bis ich Wuth faßte und dasselbe that, was Sie gethan haben.“

„Oh?“
„Ich lief davon. Schauen Sie nicht so erschreckt drein; zweifellos war Ihr Beispiel an Allem schuld.“

„Aber wohin liefen Sie, Kind? Gut, er Gott, Sechzehn und ohne Freunde!“

„Nicht ganz. Ich habe zwar keine Tanten mehr, und wirklich, wenn ich sechs hätte, würde ich es mit keiner anderen verwechseln; aber ich habe einen Onkel — meines Vaters jüngsten Bruder —, der eine Schauspielerin geheiratet hatte, während er in Oxford studierte und dann selbst zum Theater ging. Ich hatte seinen Namen in der Zeitung gelesen, als er in Cambridge spielte; so nahm ich ein Billet dritter Klasse des ersten Frühzuges und war zur Frühstückszeit bei meinem Onkel und seiner Frau in Cambridge.“

„Armes Schicksal, machte der Onkel nicht große Augen über den unerwarteten Besuch?“

„Nicht ein bißchen! Onkel und Tante waren Beide so gut, als sie nur konnten, und ich erzählte ihnen Alles. Onkel John sagte, ich hätte meines Vaters Augen, er hätte mich überall als eine Fremde erkannt; sie nahmen mir ein Zimmer im Hause auf und am selben Abend ging's an.“

„Ging's an?“

„Im Cambridge-Theater in einer Ballstube. Tante ließ mich eines ihrer Kleider, und ich hatte nur zu stehen und mich zu setzen und nichts zu sprechen; es war nur, um mich an die Rampe zu gewöhnen. Onkel John sagte, ich wäre gerade im richtigen Alter und hätte eine — schöne Erscheinung,“ sagte sie, bei der Erinnerung, zum ersten Male ein hübsches Mädchen genannt worden zu sein, erröthend. „Er ist Direktor einer reisenden Truppe und Tante spielt Hauptrolle, ist eine wirklich gute Schauspielerin, obwohl sie von den Londoner Direktoren schändlich verkannt wurde. Ich reiste mit ihnen nahezu drei Jahre, über England, Schottland, Irland, und vor einem Jahre kamen wir Alle nach Afrika und spielten in Capstadt, Port Elizabeth und Johannesburg, wieder und wieder. Onkel brachte mich an Bord des Schiffes, zehn Minuten ehe ich Sie sah. Ich war schrecklich betäubt, sie zu verlassen.“

„Aber warum gingen Sie von ihnen fort? Haben Sie noch einen guten Onkel im Vermeel?“

„Ich habe keine anderen Verwandten auf der Welt.“

„Warum sie also verlassen, um allein in der Welt zu bleiben?“

„Weil ich eine Erbschaft gemacht habe. Tante enteichte mich eine Woche, nachdem ich davon gelaufen war, und schickte mir eine Copie ihres Testaments, in dem sie ihren gnasen Besitz einer Pflanzungsanstalt hinterließ. Ich hinterlasse Alles Leuten Deinesgleichen,“ schrieb sie, „ich wußte nicht, daß ihrer so viel seien.“ Ich schrieb ihr darauf, es stände ihr frei, ihr Geld zu hinterlassen, wenn sie wolle, aber, was sie auch glaube, ich wäre nicht vor ihr, sondern vor Doktor Betts davon gelaufen. Dann schickte ich ihr von Zeit zu Zeit eine günstige Kritik aus der Zeitung, daß sie wisse, wie ich lebe.“

„Wie schlau. Ich hatte keine Ahnung, was hinter diesen braunen Loden steckt.“

„Onkel John gab mir den Rath. „Nichts ist besser,“ um das Herz der alten Dame zu befähigen,“ pflegte er zu sagen. Dann hörte ich eine Zeitlang nichts mehr von ihr, erst bis sie todt und begraben war — arme Alte. Dann kam ein langer Brief von Koffen, dem Advokaten, daß Tante ein neues Testament kurz vor ihrem Ableben gemacht und mir all ihren Besitz unter der Bedingung hinterlassen habe, daß ich ein für alle Male die Bühne verlasse. Hoffen, der ein guter Freund meiner Tante war, ist mein Kurator und verwaltert das Vermögen, das die Pflanzungsanstalt bekommt, wenn ich jemals in einem Theater oder an irgend einem Orte auftrete, wo man Entree bezahlt.“

„Großartig! Sie können also Ihr Talent nicht ausüben?“

„D, ich habe kein Talent; ich hörte einmal einen der Statisten sagen, wenn ich nicht des Direktors Richte wäre, dürfte ich in einem ordentlichen Theater nicht einmal eine Bohrschaft ausrichten.“

„Was werden Sie also thun, wenn Sie in England antommen?“

„Zuerst gehe ich nach Merwynhall.“

„Um Ihr Gut in Besitz zu nehmen, natürlich.“

„Und alle Freunde zu besuchen, wenn sie mich nicht am Ende meiden, weil ich davon gelaufen und Schauspielerin geworden bin.“

„Das nicht! Vorurtheile sind in dieser Beziehung veraltet, und im Uebrigen werden sie sicher gegen eine junge Dame mit einem so hübschen Besitz sehr nett sein. Auf wie viel schätzen Sie eigentlich diesen Besitz?“

„Tante pflegte zu sagen, sie hätte nicht ganz fünfshundert Pfund jährlich, neben dem Meierhof, dem Obstgarten und den drei Wiesen.“

„Nicht ganz fünfshundert Pfund jährlich ist ein ganz angenehmes Einkommen für ein junges Mädchen; sie können sich nicht mit dem Heirathen begeben. Sie müssen gegen Wittigjäger auf der Hut sein.“

Marys Wangen bedeckten sich wieder mit Roth, aber es war die Farbe plötzlichen Jörnens.

„Ich habe nicht die Absicht, zu heirathen — vielleicht — nie. Welche lächerliche Warnung!“

„Nun, es ist nicht immer überflüssig; hübsche Mädchen sind so weicherzig, und irren sich nicht, so tragen Sie irgend einen Romeo oder Benedikt, den Sie zurückgelassen, im Herzen.“

„Und wenn's ein Engel vom Himmel wäre, wenn er Schminke gebrauchte, glauben Sie, würde ich mich um ihn bekümmern? Aber nun langweile ich Sie eine Stunde lang mit meinen Erlebnissen, so erzählen Sie mir nun die Ihren vom Anfange an.“

Eine kurze Pause entstand, ehe Arnold antwortete, und dann begann er mit einem Seufzer:

„Ach, liebe Mary, mein Bericht ist nicht ganz so glatt wie der Ihre. Meine Geschichte ist lang und würde sich schwer erzählen lassen. Wir wollen es hinter uns werfen, weit weg ins Meer, und Sie müssen sich damit zufrieden geben, daß ich, seit ich nach Afrika kam, ein ehrsames arbeitames Leben geführt habe, daß es mir gut ging, wie ich Ihnen vorher sagte. Ja, Mary, ich war glücklich, am glücklichsten aber, als ich eine so alte Freundin wie Sie traf.“

„Geben Sie acht, die Leute sagen, man sei in Gefahr, wenn man sich für zu glücklich schätzt.“

„Ich werde dann und wann jectant, und das wird vielleicht meine übermäßig gute Laune dämpfen. Sind Sie festlich, Mary?“

„Durchaus; ich liebe das Meer, als wäre ich eine Seefrau. Aber wissen Sie, Herr Wentworth, daß ich nun ganz erwachsen bin und wir für lange Zeit Reisegefährten unter Fremden sein werden, dürfen Sie mich nicht Mary nennen.“

„Welch ein Unsinn! Vergessen Sie, daß Sie noch ein kleines Mädchen waren, als ich schon ein ganzer Mann war, daß alle meine Erinnerungen an Sie in kurzen Röckchen und Schürzen bestehen? Sie nicht Mary nennen? Lächerlich!“

„Das Leben ist oft lächerlich; Sie haben mich früher in Freiheit zu nennen,“ sagte sie, ihn schelmisch anlächelnd.

„Und Sie haben die Güte, mich Willibrod — Alfred Willibrod und nicht Wentworth zu nennen, Fräulein Freeland, denn das ist der Name, den ich seither angenommen habe.“

„Sie haben Ihren Namen geändert? O, wie schrecklich!“

„Nicht für die Meinigen. Es wäre für sie schrecklich gewesen, den Namen Wentworth in der Gasse zu sehen. Ein Willibrod mochte sich verlumpen wie es ihm gefiel, und Niemand in Langenhof ging es an. Ich wollte jede Verbindung mit meiner Familie abschneiden — allein und frei dastehen — so erfand ich den Namen Willibrod — ich denke, er ist gut — ich taufte sogar Alfred für Arnold ein, so daß nicht ein Schlüssel zu meiner Identität zu finden gewesen wäre, wenn ich umgierig.“

Der große Dampfer war all die Zeit regungslos dagelegen, denn nach dem betäubenden Stößen und der Hast, die Besucher loszuwerden, schien der Kapitän seine Eile zu haben, die Anker zu lichten, und es dämmerte bereits, ehe der „Saxon“ abdampfte. Mary Freeland zog sich in ihre Kabine zurück, um ihre Koffer auszu packen, Willibrod ging in die seine, und sie trafen sich tagsüber nicht mehr.

Am nächsten Morgen war sie wieder frisch wie eine Rose auf dem Verdeck und hatte bereits mit einer Menge von Kindern, deren Mütter in den Kabinen hingestreckt lagen, Freundschaft geschlossen. Arnold, der immer die „Rädchen“, wie er sie nannte, lieb gehabt, war in fünf Minuten gut Freund mit dem jungen Volk und schloß sich Marys Gesellschaft an, zu der ein schwarzer Pudel von übernatürlicher Klugheit gehörte. Arnold und Mary fanden viel Unterhaltung an Bord des „Saxon“; vielleicht in all den bunten Jahren, die der Kräft seiner Trennung vom Elternhaus gefolgt waren, hatte der junge Mann keine so ruhige, glückliche Zeit verlebt, wie während dieser Reise vom Sommer in den Winter. Er nahm diese Glückseligkeit wie ein echter Loosesser hin — dachte an nichts, kümmerte sich um nichts als um die leichten Freuden der flüchtigen Stunden, und erst, als der „Saxon“ Madeira passirt hatte, begann er an etwas Ernsteres als an Scheibenwerfen und Ballspiel zu denken.

Und eines Nachts hatte sich Arnold in seiner Kabine, die er dank seiner Erfolge in der letzten Zeit allein inne hatte, nachdem er schlaflos und voll Gedanken dagelegen war, in seinem Bett aufgesetzt, hatte das elektrische Licht aufgedreht und seine Kasette, die auf einem Nebenisch neben ihm stand, aufgeschossen.

Sie war mit Briefen, Papiergeld und Checkbüchern vollgefüllt, und unter diesen vielsprechenden Dingen, ganz auf dem Grunde, fand Arnold einen Brief, der für ihn Verzeihung bedeutete.

„Was nützt es, was zu liegen und darüber zu grübeln,“ sagte er vor sich hin und nahm den bunten Brief aus dem dünnen Couvert. „Es ist besser, wenn ich es zum letzten Male durchlese und die Sache überdente.“

Dem Brief war ein bedruckter Papierstreifen beigegeben — offenbar ein Ausschnitt einer Zeitung.

(Fortsetzung folgt.)

Was für 'ne wunderbare Potal-Sammlung hätte Sir Lipton sich schon anschaffen können, wenn er nicht just auf diesen einen Becher so erpicht wäre!

Die Totenhand.

Kriminalroman von Richard Marsh.

(5. Fortsetzung und Schluss.)

10. Kapitel.

Die Geschichte der Ermordung des Herrn Duncan Rothwell war in Kürze folgende:

Der Mann, welcher die Wirthin des Hotels geheiratet und seitdem eine solche Verwirrung in ihrem Kopfe angerichtet hatte, entpuppte sich als ein Mensch mit mehreren Namen. Wie sein wirklicher Name lautete, ist nie klargelegt worden. Diejenige Bezeichnung, unter welcher er eine zeitlang in einer gewissen Sphäre von Leuten an besten bekannt war, lautete: Der Juwelenkönig. Er war der Hauptauslöser der bedeutendsten Diamanten Diebstähle gewesen, die seit vielen Jahren von sich reden gemacht hatten. Jonas Hartopp diente ihm als Helfer für seine Diebstähle.

Jahrelang waren diese beiden Spießgesellen die intimsten Freunde, sogar zwei Seelen und ein Gebante gewesen, bis auch hier eine Frau dazwischen trat.

Es war die Frau, welche in dieser Erzählung als Frau Lascelles-Treuer aufgetreten ist, die aber in Wirklichkeit den etwas gewöhnlicher klingenden Namen Amalia Martin führte.

Der Mann, welchen ich, um Jretthümer zu vermeiden, auch ferner Herr Barnes nennen will, hatte ihren Lebensweg als ihr böser Geist getreuzt. Beide lebten ziemlich lange Zeit zusammen, ohne sich zu heirathen. Wahrscheinlich befand sich diese Frau zu jener Zeit auch in einem fortwährenden Entsetzen vor ihm. Hatte er doch eine ganz besondere Methode, mit Frauen umzugehen, und war es erklärlich, daß sein hypnotisirender Einfluß ihn bei diesen eher verabsäht als liebenswerth machte.

Bei dieser Frau zum Beispiel hatte er es eingeführt, dieselbe immer am Montag in hypnotischen Schlaf zu versetzen, während dessen er sie in einer Art von Verwirrung ganz allein im Haus zurückließ, bis er zurückkehrte und es ihm beliebe, sie wieder zum Bewußtsein zurückzuführen.

Sie übertrug nach und nach ihre Zuneigung auf Jonas Hartopp; Barnes hatte damals gerade einen glücklichen Coup ausgeübt.

Man wird sich vielleicht noch der sensationellen Begebenheit erinnern, welche alle Zeitungen erfüllte — des vielbesprochenen Ereignisses, daß der Brautschmuck der Gräfin Crawley spurlos verschwunden war. Freund Barnes ging schwer beladen mit diesen enorm werthvollen Edelsteinen aus Crawley-Haus von dannen.

Amalia Martin beredete Jonas Hartopp, dem Barnes diese Juwelen zu entwinden, wenn in diesem Falle von Entwendung die Rede sein konnte. Sie bot erstere dem Edelsteine umsonst an, wenn er sie mit in den Kauf nehmen wollte. In einem schwachen Augenblick gab er der Verlockung nach und willigte in ihren Vorschlag ein; unglücklicherweise wurde Amalia aber in dem Augenblick der Flucht von Barnes erwischt. Sie versuchte durch einen gegen diesen gerichteten Stoß mit dem Messer ihre Freiheit zu erlangen; doch bevor sie sich noch ihr Vorhaben ausführen konnte, fiel sie seiner hypnotisirenden Macht anheim.

In schlafenden Zustand verlegt, schnitt er ihr die Hand ab, die ihn ermorden wollte. Nachdem er sie ermunterte, zeigte er ihr im Triumph, was er ihr angethan hatte. Von Haß und Verzweiflung erfüllt, schwor sie, ihn vor Gericht zu bringen, sollte dies auch für sie selbst die schlimmsten Folgen bereithalten. Sie machte ihm das Leben so zur Hölle mit ihren Drohungen, daß er es für das beste hielt, auf und davon zu gehen. Auf dieser Flucht begriffen, geriet er zufällig in das abgelegene Hotel, bei dessen Besitzer er sich ohne weiteres unter dem Namen Barnes einführte. Er wußte genau, daß sein Freund und seine Geliebte jetzt vereint gegen ihn standen, und er sagte sich, daß unter solchen Umständen dieses wenig besuchte Hotel der beste Schlupfwinkel für ihn sei, bis er die Zeit für gekommen halten würde, mit dem Paare abzurechnen.

Hier beginnt die Geschichte nun eine sehr seltsame zu werden; sie setzt sich durch Zusammenwirken der sonderbarsten Umstände, welche im wirklichen Leben nicht seltener sind, als in Romanen, weiter fort.

Der sogenannte Barnes hatte in den ersten Tagen seines Lebens an allen erdenklichen Orten und Enden seine Reisenden aufgeschlagen, so auch vorübergehend in Dulborough. Zufällig von einem dort früher anfassigen James Southam hörten, nahm er ohne weiteres dessen Namen an, der so gut wie jeder andere war, ihm aber außerdem noch eine gewisse Garantie bot, insofern, als seine Schurkenstreiche dem echten James Southam möglicherweise in die Schuhe geschoben werden konnten, anstatt ihm zur Last gelegt zu werden.

Jonas Hartopp bereute den Verrath an seinem Freunde bald nachdem er ihn begangen hatte. Entweder fand er ihn

dadurch gewonnene Amalia nicht länger nach seinem Geschmack, oder sie war ihm auf die Dauer doch kein Ersatz für den klugen und so überaus verschlagenen Freund, dessen listige Ränke ihm von Tag zu Tag immer mehr zu fehlen begannen.

Er entschloß sich, mit seinem Kollegen wieder Frieden zu schließen, und in dieser Absicht ließ er die für James Southam bestimmte Ankündigung in die Zeitung setzen.

Da war es freilich nicht zu verwundern, daß, als der neugeborene Herr Barnes in seinem Amt als Kellner von mir den Namen James Southam aussprechen hörte, er nicht anders glaubte, als die Pflücker wären über ihm, und sich deshalb so schnell als möglich aus dem Saale machte.

Amalia Martin, selbst eine Verrätherin, war höchst mißtrauisch und hatte bald herausgefunden, mit welchen Plänen Jonas Hartopp in betreff seines verschwundenen Spießgesellen umging.

Nach in der Nacht, bevor sich ersterer nach London begab, entspann sich zwischen beiden ein heftiger Streit.

Sie folgte ihm ohne sein Wissen in höchster Aufregung nach, und es ist sicher, daß ebensoviele Furcht wie auch Haß sie zu der ungeliebten That trieb, ihren abtrünnigen Freund niederzustecken.

Der ihr durch die Zeitungen bekannte Umstand, daß ein anderer James Southam sich zur Zeit des Mordes im Hotel befunden hatte und im Verdacht der schrecklichen That stand, brachte sie auf die Idee, das begangene Verbrechen nun vollends von ihren Schultern auf die meiningen zu wälzen.

Ohne Zweifel wäre es ihr auch gegliedert, mich dafür hängen zu lassen, wäre nicht im letzten Augenblick der falsche James Southam als mein Retter aufgetaucht. Sie war es natürlich auch, welche das Mordinstrument in dem Wandgefäß hinter meinem Bett verdeckt hatte.

Die Untersuchung gegen Amalia Martin, welche die eben geschilderten Einzelheiten dieser Geschichte zu Tage brachte, dauerte etwa eine Woche.

Es wurde dabei festgestellt, daß die Wärdlerin an periodisch auftretender Geistesgefahr litt, während welcher sie für ihre Handlungen nicht verantwortlich gemacht werden konnte.

Daß die von Barnes mit ihr vorgenommenen hypnotischen Experimente keinen geringen Antheil an ihrer geistigen Erkrankung hatten, lag auf der Hand. Sie wurde als geisteskrante Verbrecherin betrachtet und als solche in einer Anstalt in Haft gebracht.

Eine andere Lösung dieser bürgerlichen Geschichte ist der Umstand, daß der falsche Barnes sich in der Nacht vor seiner eigenen Verantwortung in seiner Zelle entleerte.

Frau Barnes verkaufte ihr Hotel und zog sich ins Privatleben zurück.

Was mich nun selbst betrifft, so habe ich die Aufregungen, welche die merkwürdige Affaire naturgemäß für mich im Gefolge hatte, längst überwunden. Durch die Berichte in den Zeitungen auf meine Person aufmerksam gemacht, interessirte sich der Inhaber einer größeren Bankfirma für mich, der mich mit einem angenehmen, gut salarirten Posten beehrte, welchen ich zur vollen Zufriedenheit meines Chefs ausfülle. Zwar bin ich noch immer nicht auf dem Wege, ein reicher Mann zu werden; aber ich bin zum Glück nicht mehr stellenlos und hoffe es auch so bald nicht wieder zu werden.

Die deutsche Sozialdemokratie führt im „Vorwärts“ öffentlich Buch über die ihrer Parteikasse zugegangenen Gelder. Für den Monat Juli wird über 100,000 Mark quittirt, darunter befindet sich allerdings eine in der Quittungslegung vom Juni „verdrückte“ Summe von 44,100 Mark eines Berliner Spenders G. H.; eine Größe mit „drei Unbekannten“ X, Y, Z lieferte 4000 Mk.; der Ueberfluß des „Vorwärts“ vom zweiten Quartal ergab 26,673.45 Mk. Der splendideste Wahlkreis, 6. Wahlkreis mit 7500 Mk., Altona und der 4. Berliner Wahlkreis lieferten je 2000 Mk. in die sozialdemokratische Parteikasse, der Hamburger 3. Wahlkreis 3000 Mk.; eine andere Kategorie von Wahlkreisen je 1000 oder 1500 Mk. — Die Einzelbeiträge fallen von jener Spende von 44,100 Mk. in langer Reihe bis zu der bescheidenen Gabe von 7 Pfennig herab. Die bürgerlichen Parteien haben solche Einkünfte nicht aufzuweisen. Die großen Posten aber zeigen, daß es nicht bloß „Arbeitergroschen“ sind, die der Sozialdemokratie zufließen.

Einem Gerücht zufolge wurde in Liberia Gold gefunden. Sollte diese Nachricht auf Wahrheit beruhen, dann wird Liberia bald aufhören, eine schwarze Republik zu sein.

Schon wieder wurde von einem Anarchisten-Komplot gegen den jungen König Alfonso von Spanien gefaselt. Der junge Mann ist doch keine angehende oder überalterte Primadonna, daß er die Weltame so nötig hätte!